



*Mit vier Jahren im Kinderheim von den Nonnen betreut, mit zwölf zu Pflegeeltern, dann in ein „Boot-Camp“ im Ausland und schließlich, wieder in Hamburg, in verschiedensten Jugendwohnungen untergebracht – unser Gesprächspartner hat fast alles erlebt, was unsere Jugendhilfe in der Zeitspanne zwischen den 1980er Jahren und der Jahrtausendwende auf Lager hatte, alleine im Alter zwischen 13 und 15 lebte an insgesamt fünf verschiedene Stationen. Wir haben mit dem – in Sachen Heimerziehung – Experten aus eigener Erfahrung über seine Meinung zu den aktuellen Diskussionen und über seine eigene Beteiligung bei den Hilfeplangesprächen mit seinen Erziehern und den Jugendämtern gesprochen. Und wir wollten von ihm wissen, was man – aus seiner heutigen Sicht als erwachsener Mann und als Vater – im Umgang mit Kindern wie ihm damals anderes und bessern machen könnte.*

## Die hatten sich das mit mir wohl anders vorgestellt ...

Ein persönlicher Rückblick auf 14 Jahre Heimerziehung

*ein Gespräch mit Markus K.*

„Neun Jahre hab ich als Kind in diesem Heim in Bahrenfeld gelebt, bei den Nonnen. Mit vier bin ich dahin gekommen, weg von meinen Eltern, mit meiner Schwester und meinem großen Bruder. Das war 1994.“ An „die Nonnen“ und seine Zeit dort hat Markus kaum positive Erinnerungen. Sehr streng sei es dort zugegangen und die Tage waren wenig abwechslungsreich: „Morgens war Aufstehen, Frühstück, dann zur

Schule. Dann nach Hause, Mittagessen, danach mussten wir Hausaufgaben machen. 18 Uhr war Abendbrot und gegen halb Neun ging es dann ins Bett. Und viel Stubenarrest hab ich immer absitzen müssen“. Oft habe es Strafen gegeben, wenn man zu spät kam, wenn man „irgendwas gemacht hatte“, und das war eher die Regel als die Ausnahme: „Wenn ich geraucht hab, Ladendiebstahl, oder Schule geschwänzt. Oder

wenn ich in eine Schlägerei verwickelt war. Das war eigentlich das volle Programm, das man als Kind da so gemacht hat, schon in der Grundschule.“

Geschlossene Einrichtungen waren zwar in Hamburg gerade abgeschafft, als jugendpolitisches Ziel der Stadt wurde „Erziehung ohne Zwang“ formuliert (Amt für Jugend 1991), aber Großheime gab es noch immer, und vor allem auch die

Auslandsunterbringung, die „schwierige Kinder“ aus dem öffentlichen Blickfeld nahm.

Neun Jahre blieb Markus bei den Nonnen. „Von da kam ich zu Pflegeeltern – da war ich dann 12 oder 13, die haben in Wedel gewohnt. Das waren auch Leute aus dem Kinderheim, aber die hatten dann da aufgehört“. Das Pflegeverhältnis hielt nur kurz, „die hatten sich das mit mir wohl anders vorgestellt“, vermutet er heute. Mit 14 wurde er nach Frankreich gebracht, „das war so eine Art *Boot Camp*. Die hatten mir das als eine Art Urlaubsreise verkauft, nur dass ich da dann plötzlich da bleiben sollte und nicht mehr zurück konnte“.

Wo gab es Freundschaft, Aufgehobenheit und Verlässlichkeit in Markus' Kindheit und Jugend, mit Erwachsenen oder mit Gleichaltrigen?

## Verlässliche Menschen im Leben

Bei den Nonnen teil sich Markus ein Zimmer zusammen mit einem anderen Jungen. Aber richtige Freundschaften entstehen dabei kaum: „Nein, das hat ja immer gewechselt. Das war ja nicht immer der Gleiche, der bei mir wohnte. Die sind gekommen und gegangen – wie die Zuhälter auf 'm Strich. An den letzten kann ich mich noch gut erinnern – der hat mir mit dem Nothammer auf den Kopf gehauen.“ Nur an zwei Freunde erinnert sich Markus in dieser Zeit – „Benjamin und Charly, das waren Klassenkameraden von mir. Und Benjamin, den kannte ich schon früher aus der Zeit in Wilhelmsburg, bevor ich in das Heim kam. Wir waren Nachbarn mal, ganz früher, als ich klein war und noch zu Hause wohnte.“

Auch zu den Betreuern gibt es kaum positive Bindung, an die sich Markus später noch erinnern könnte: „Da war eigentlich in der ganzen Zeit niemand, nur

ein einziges Mal ein Erzieher – der war anders. Er war einfach ein bisschen lockerer. Wenn man mal fünf Minuten zu spät gekommen ist, dann war das bei ihm nicht so schlimm. Bei den anderen gab's dann kein Essen mehr und so.“

## Heim- und Bildungswelten

Bezogen auf Bildung und entsprechende Zukunftsperspektiven ist das Heim nicht sonderlich erfolgreich: „Ja, die Grundschule hab ich noch gemacht, aber in der Vierten wurde ich schon einmal zurückgesetzt, aufgrund von Fehl-



zeiten und weil ich nie Hausaufgaben gemacht hatte, schon damals. Aber ich war nicht der einzige, die Hälfte hat da eigentlich immer geschwänzt. Auch geraucht haben da in der Grundschule schon viele. Aber nicht nur die aus dem Kinderheim, auch welche, die bei ihren Eltern gewohnt haben. Ja – das fanden wir halt cool. Nach der Grundschule war ich dann bis zur Fünften auf einer Ganztagschule, danach ging das dann ja auch schon los mit dem Umziehen – Wedel – Frankreich ... Da war es dann erst mal ganz vorbei mit dem Schulbesuch.“

## Ein neues Konzept: Wohngruppenpädagogik

Nach einigen langen Monaten „Boot-Camp“ in Frankreich gelingt es Markus, wieder zurück nach Hamburg zu kommen. Hier lernte er nun verschiedene Wohngruppen kennen; die Hamburger Jugendhilfe ist inzwischen vom Groß-Heim-Konzept zu kleineren Einheiten übergegangen. In der Fachwelt werden lebensweltliche und integrative Arbeitsweisen diskutiert, trotzdem sind Markus' Erfahrungen mit der Jugendhilfe noch immer wenig erfreulich: Obwohl er dem früheren Heim in keiner Weise nachtrauerte, zeigen sich auch die nächsten Stationen für ihn erst einmal weiterhin trostlos und unfreundlich. Die Alternative zur klassischen repressiven Heimerziehung stellt sich, zumindest in Markus' Wahrnehmung damals, eher als überfordert dar, denn als neuer Umgang mit den jungen Menschen, wo diese, als Person und als Teil der Gemeinschaft, mit ihren Interessen und Belangen mehr ins Zentrum gestellt würden als institutionelle Erwägungen. Mit sechs oder sieben Jugendlichen zwischen 13 und 16 lebt er nun, weitgehend auf sich alleine gestellt, in einer Etagenwohnung. Mit den Betreuern gibt es, erinnert sich Markus, oft Konflikte, auch körperliche. „Wenn die Erzieher aggressiv wurden, dann haben wir uns gewehrt, und wenn sie die Küche abgeschlossen, weil dort das Essen war, dann haben wir die Tür aufgebrochen – das wurde dann als Einbruch angezeigt“.

## Normalität und Gemeinschaft

Als in der Einrichtung ein Junge nach einem Wohnungsbrand zu Tode kommt zieht Markus wieder um – in die nächste Wohngruppe. Aber auch hier ist die Lage nicht wesentlich anders, und wieder bleibt er nur wenige Monate. Erst danach, mit 15 oder 16, kommt er in eine Jugendwohnung in Wilhelmsburg, die anders ist: Er fühlt sich beraten und unterstützt und findet eine Gemeinschaft vor, die Positives ausstrahlt und wo er sich zum ersten Mal ein wenig zu Hause fühlt: „Niko – der Erzieher – war für uns da, er hat uns Tipps gegeben und gehol-

Oft gab es Strafen weil man irgendwas gemacht hatte, und das war eher die Regel als die Ausnahme. Wenn ich geraucht hab, Ladendiebstahl, oder Schule geschwänzt.

fen. Der ist auf mich eingegangen und hat mit mir gesprochen, der war normal zu uns. Nicht immer nur mit Strafen und sowas. Stattdessen wurden wir auf die Konsequenzen aufmerksam gemacht, und dann sollten wir selber entscheiden. Ganz anders als die Erzieher, die man so vorher kannte“. Hier bleibt Markus, bis er 21 ist und macht schließlich auch seinen Schulabschluss nach.

Heute ist Markus fast 30 Jahre alt und alleinerziehender Vater eines 7-jährigen Jungen. Wir wollten von Markus wissen, wie er die Lage im Rückblick sieht:

**FORUM: Hoffentlich fängt dein Junge jetzt nicht auch bald an zu rauchen oder die Schule zu schwänzen wie du damals, der ist ja inzwischen fast im gleichen Alter ...**

**Markus:** Nein, der ist voll dagegen, der sagt auch zu mir immer, Papa, hör auf zu rauchen – ist nicht gesund. Da stirbt man von. Der fängt damit nicht an, da bin ich sicher.

**Dein Sohn wird bei dir groß, du kannstest deine Familie kaum. Was ist der Unterschied, ob man in der Familie oder im Heim groß wird?**

In der Familie ist es, denke ich, so, dass man einfach weiß wo man hingehört. Im Heim wurde man immer nur von A nach B geschoben, und irgendwann ist man dann sowieso alleine, so ohne Familie.

**Du bist heute ein aktiver und meistens fröhlicher Mensch und ein verantwortungsvoller Vater. Wie hast du die Zeit damals überstanden, relativ unbeschadet? Was hat die dabei geholfen?**

Ja – ganz so verkorkst bin ich ja nicht. Ich habe eben gelernt weiterzumachen, nicht aufzugeben. Also dass es immer irgendwie weiter geht. Dass man immer irgendwie improvisieren muss. Und das kann ich heute.



Foto: M. Essberger

**Weißt du eigentlich, warum ihr in ein Kinderheim gekommen seid, damals?**

Nee – ich weiß das eigentlich gar nicht so genau. Manchmal haben meine Eltern erzählt, dass das Jugendamt ihnen Probleme machen würde. Da hab ich aber nie weiter nachgefragt, hat mich nicht so besonders interessiert. Meine Eltern haben gesagt, wenn du es wissen möchtest, dann erzählen wir es, aber wenn man dann mal gefragt hat, haben sie rumgedrückt. Und beim Jugendamt, wenn diese Erziehungskonferenzen waren, dann hab ich auch nicht nach sowas gefragt, weil – dann wollte ich immer nur noch so schnell wie möglich weg, eigentlich.

**Bei den Hilfeplangesprächen wolltest du immer am liebsten weglaufen, sagst du. Warum?**

Es ging immer nur darum, dass es mit mir wieder mal nicht klappt, dass ich wieder mal nicht in der Schule war ... Also eigentlich gab es immer nur Vorwürfe und sie haben dann alle zusammen mir erzählt, was ich alles falsch mache. Da hatte man nur ein ganz minima-

les Mitspracherecht. Als ich dann älter war, als Jugendlicher, hat mich das noch weniger interessiert, da ist mir das noch mehr egal geworden. Irgendwann hatte ich mich einfach mit meiner Situation abgefunden.

**In den letzten Jahren deiner Zeit in Wilhelmsburg war das geschlossene Heim in der Feuerbergstraße wieder eröffnet worden, von der CDU/Schill-Regierung. Du warst da schon volljährig und nicht mehr gefährdet. Kannstest du andere Jugendliche von da?**

Ja, dieser Markus, der kam von uns dahin, dann war er irgendwann wieder da.

**Hätte dir das auch passieren können?**

Ja – das hätte gut sein können. Ich glaub aber nicht, dass das gut für mich gewesen wäre.

**Was müsste man anders machen?**

Man müsste halt Vertrauen aufbauen. Denen einfach mal zuhören. Und den Kindern das Gefühl geben, dass man da ist für sie, und dann auch tatsächlich für sie da sein.

**Vielen Dank, Markus, für das Gespräch!**

Interview: Manuel Essberger

In der Fachwelt werden lebensweltliche und integrative Arbeitsweisen diskutiert, trotzdem sind Markus' Erfahrungen mit der Jugendhilfe wenig erfreulich.